

Vater, Tod und Virus

Gesehen hat das Virus kaum jemand. Die meisten haben das inzwischen ikonische Bild des Virus gesehen, genauer gesagt seine Hülle aus Fettmolekülen und die in Kronen geformten Eiweiße, die in der Darstellung, oft rot gefärbt, die Hülle in erstaunlicher Symmetrie durchziehen. Das Bild des Modells seiner Hülle, sein Animationsgesicht haben alle gesehen – das Virus selbst niemand; wenige haben seine elektronenmikroskopische Rekonstruktion direkt vor Augen. Und niemand hat es gespürt, geschmeckt oder gar gehört. Wer immer auch die Effekte seiner Infektion bei sich oder anderen bezeugen kann, diese gespürt oder sich und anderen zu Angesicht gebracht hat, Symptome, Krankheit oder Tod erfahren hat: Wir kennen das Virus nur vom Hörensagen, vom Sehenscheinen, es ist Gerücht, Phantom, Geist, das vielen den Geruch nimmt, manchen die Ansicht für immer entzieht, viele um den Verstand zu bringen scheint.

Auch vom Tod haben wir nur gehört. Was immer wir von ihm oder vom Sterben bezeugt haben mögen. Das Unbewusste glaubt deshalb nicht an ihn, kennt ihn deshalb nicht, sodass wir alle an ihn nur glauben können, d. h. leugnen müssen. Auch die Zeugung müssen wir, aus unserer Kindheit kommend, glauben, den Beitrag einer Samenzelle und jene Veranstaltungen von *pater semper incertus*, der sie für uns abgesondert haben soll. So können wir sie stets auch leugnen. Freud sprach in diesem Zusammenhang von einem »Fortschritt der Geistigkeit« und Lacan erfand das Theorem vom »Namen-des-Vaters«, um die Tatsache zu stützen, dass nichts den Vater selbst stützt als sprachliche, symbolische Konstrukte und Erfindungen. Wir wissen vom Vater nur vom

Hörensagen. In der Geschichte des Wissens ist zwar etwas aufgetreten, das einen »Beweis« der Vaterschaft als »Nachweis« schreiben soll. Dieser Vorgang liest einen biologischen Code, kopiert ihn und übersetzt ihn in den sogenannten Vaterschaftsnachweis. Etwas will sich am Symbolischen vorbeischnuggeln. Aber mit dem Nachweis trägt sich keineswegs eine biologische Genealogie ein, sondern ein anderer, technisch gestützter Zugriff auf den Buchstaben, eine Literalität, reklamiert seinen Platz. Das Sprechen, danach, wird ihn nicht zu brauchen vorgeben. Das ist sicher ein Schritt weiter in eine andere Wissenschaftlichkeit, einen weiteren Willen zur namenlosen Machbarkeit. Was seine Effekte auf die fortgeschrittene »Geistigkeit« aber sind, ist unklar; unklar ist auch, was dem Symbolischen und dem Subjekt überhaupt widerfährt durch die massive Verschriftlichung des Lebendigen, die sich nicht nur als Vaterschaftsnachweis, sondern in zahllosen Formen biotechnologischer Durchforstung der Natur mit den Möglichkeiten der Sequenzierung, Modellierung und Manipulation ihrer Polymere vollzieht. Genkodesequenzen und Eiweißkettenbildungen lesen, schreiben, edieren, transkribieren, übersetzen – weder metaphorisch noch metonymisch. Die Küste des Literalen scheint erreicht.

Für eine begrenzte Zeit, aber für fast den gesamten Raum des Planeten, sind nun das Virus und seine Sequenzen zu einem »Namen-des-Todes« geworden. Ein Name mit Fransen, nicht so klar wie der »Name-des-Vaters«. Vielleicht nur »Name-von-Krankheit« oder »Name-von-Ansteckung«, auch »Name-der-Lüge-der-anderen«. Name-des-Literalen.

Dieses *Sterben an ...* ereignet sich in der Dreierkonstellation von Vater, Tod, Virus – die nun alt scheint, ein alter Name einer alten Konstellation.

Während auf diesem Planeten die meisten Menschen immer noch an Nahrungsmangel sterben oder an Nahrungsüberschuss oder an den Exkrementen der Nahrungsproduktion, namenlos sterben, ist es das Virus mit dem eigenartigen Namen wie aus einem Science-Fiction-Serien-Sequel: SARS-2-CoV, das ein *Sterben an ...* benennt und benamt. Der Virus gibt dem Massensterben – auch wenn es ausgeblieben sein sollte – einen Namen, wie sonst nur ein Krieg.

In der Stadt New York sind die Kühllaster vor den Krankenhäusern im letzten März wie vergessen. Die Gasheizungen in der Winterkälte für die *ad-hoc*-Terrassen in den Straßen vor den Restaurants bis vor Kurzem noch: wie ausgelöscht. Die Kühlschränke der Bars wieder voll. Etwas Kaltes bleibt in dieser Aufwärmung des sozialen Klimas. Am Namen des Virus haftet das Vergessen des Todes.

So wie es schwierig ist, fast unmöglich, das radikal Partikulare eines Subjekts zu schreiben, die Abbruchkanten des Allgemeinen und Singulären – auch wenn die Psychoanalyse sich genau darum bemüht – so ist es auch schwierig, fast unmöglich, in der Pandemie das Subjekt zu bestimmen. Wer oder was spricht überhaupt zwischen der Wahrscheinlichkeitsberechnung des statistischen Allgemeinen und der eigenen Angst, die oft keine andere Form als Hass und Ressentiment annimmt: Spricht es da überhaupt?

Wenn hier eine Analogiebildung zwischen psychoanalytischer Erfahrung und biologisch, populationsdynamisch, epidemiologisch beschreibbaren Zusammenhängen möglich wäre, dann müsste sie im Bereich der Massenpsychologie liegen. Wäre von hier aus eine Übertragung in den Bereich der pandemischen Ausbreitung möglich? Selbst ein dynamisches Geschehen, wären die beiden Pole der Analogie nicht entwicklungstheoretisch zu verstehen. Auch das berühmte, analogische Schema der ontogenetischen Wiederholung der Phylogenese, Haeckels biogenetische Grundregel, die in der Psychoanalyse bioanalytische Karriere machte, verfinde nicht. Auch kommt man allein mit der Grundregel der Analyse: Sprechen – *irgendwas*, nicht weiter. Das Sprechwesen begegnet einem »Literalgeist«.